

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 50

Artikel: Das goldene Herz
Autor: Stilgebauer, Edward
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch war ein kleines Herz von einem geheimen Kummer voll, und nichts anderes hatte Platz und Raum darin. Zum erstenmal in seinem Leben mußte das Kind „zum Doktor“. Ein Gefühl der Angst und der Neugierde, das Bewußtsein seiner schredlichen Machtlosigkeit, das Wissen um unbedingtes Ausgeliefertsein beengte und bedrückte das Kind.

In der Marktgasse bogen die beiden in einen dunklen Hausgang ein, stiegen die gewundenen Treppen hinauf, und als die Mutter die Glode zog, da schrillte deren jäher Ton dem Kind durch Mark und Bein.

Nachdem sie unendlich lange im Wartezimmer gewartet hatten (wenigstens dem Kind schien es so), wurden sie zum Arzt hereingeführt.

Ein fester, sehr gütig aussehender Herr saß an seinem Schreibtisch, der ganz ans Fenster gerückt war.

Mit großer Höflichkeit begrüßte er zuerst die junge Frau, und wandte sich dann mit ein paar Scherzworten an das zitternde Kind. Die Mutter erklärte dem Arzt, der in seiner ruhigen und lebenswürdigen Art zuhörte, die Art des Übels, um dessentwegen sie das Kind hergebracht hatte. „Wollen Sie nun bitte, das Kind einmal ausziehen“, wandte sich der Arzt an die junge Frau.

„Was, ausziehen wollt Ihr mich? Davon hat niemand nichts gesagt; Mutter, du hast mir doch versprochen, daß er mir nichts tun werde!“

Professor Dumont lachte aus vollem Hals, und die Mutter suchte das aufgeregte Kind zu beruhigen. Aber dieses war außer sich, und verkroch sich unter alle Möbel. Der Professor ließ sich auf seine Kniee nieder und sprach so herzlich zu dem verängstigten Kind, dabei ließ er die rrrrrr so gemächlich in seinem Hals hinten rollen, und versicherte dem Kind immer wieder, daß er tagtäglich solche kleinen Nuditäten sehe, sodaß das Kind sich endlich hervordrücken ließ.

Von der Mutter wurde es nun energisch auf einen Stuhl gestellt, das Kleidchen wurde prompt über die vor Aufregung ganz roten Dohrchen gezogen, grad mit dem Unterdöckchen zusammen, die Höschen wurden aufgetupft, das Hemdchen in die Höhe gehoben. —

O Gott, o Gott, da sah auf der einen Hälfte des rosa-roten, perlmutterschimmernden Popöckchens ein riesiger, dunkelblauer Fleck.

Ja, gerade dieser Fleck war einzig und allein daran schuld, daß das arme Kind diese ganze Tortur, und der mit Arbeit überhäufte Arzt diese Zeitverschwendung erleiden mußte.

Der Doktor beah sich den Schaden, drückte ein wenig, aber ganz sanft an der blauen Stelle herum, fragte, ob es sehr weh täte, und dann erlaubte er der jungen Frau, das Kind wieder anzuziehen.

Und weil es „so schön brav“ gewesen war, erhielt es von dem gütigen Arzt noch ein herrliches Täfel.

„Das Kind muß sich irgendwo fest angeschlagen haben, der Fleck wird von selbst vergehen“, lautete der Bericht des Arztes, der sich von dieser Stunde an das unerschütterliche Vertrauen sowohl der Mutter, als auch des Kindes erlangungen hatte.

L. O. Z.

Das goldene Herz.

Eine Goethegeschichte von Edward Stilgebauer.

Es war im Spätjahr 1775. Auf dem Römerberg und am Fahrthor hielten die Messfremden ihre Waren feil. Pfeifer durchzogen die Altstadt. Sie verloren sich Unter der Schirm, in den winkligen Höfen der Giebelhäuser, und aus dem tiefgrünen Dämmer zähen Efeus, in dem sonst nur die Spatzen räsonnierten, erklang ein Abschiedslied.

Heute war der Herbstmesse letzter Tag. Der Scheidestunde wehmütige Stimmung lag in der Luft. Der Sommer ging. Er, dessen goldene Sonne so warm auf den Boulingreen in Offenbach und die Terrassengärten des Röderberges

geschieden hatte, einst im Juni, als die liebevolle Lili vom Großen Kornmarkt ihren siebzehnten Geburtstag beging.

An sie dachte Musiösch Schellhaas, als er nach dem Abendessen seinen in der Fahrgasse gelegenen Gasthof verließ. Um einzukaufen, war er von Sträßburg nach Frankfurt gekommen. Ein alter Geschäftsfreund Madame Schönemanns, in deren gastlichem Hause man in diesen Tagen allerhand munkelte.

Von einer Demoiselle Delf, die eigens als Heiratsvermittlerin von Heidelberg nach Frankfurt gereist sein sollte. Von Fürstlichen Weimarischen und Meiningschen Herrschaften, die an der „Zeile“ Wohnung genommen hatten und bei denen der Verfasser des „Werther“ gespeist. Von einem weltberühmten Advokaten und Doktor beider Rechte, der in Weklar Kammergerichtsreferendar gewesen sei.

Der stand eben in heiratsfähigem Alter und sollte die väterliche Praxis übernehmen. Für ihr Lilichen hatte Madame Schönemann ein Auge auf den Ehestandskandidaten geworfen, aber seine Eltern widersetzten sich dem Bunde, weil die in Aussicht genommene Braut eine Reformierte war.

An all diese Hirtörchen dachte der behäbige Alte, als er nun der Mainbrücke zuschritt. Die war sein Schwarm. So oft er in Frankfurt weilte, galten ihr sein erster und sein letzter Besuch. Den Nord mit Süd verbinden, wie Musiösch Schellhaas sie in seiner politischen Weisheit nannte, weil sie ihm schon in frühen Zeiten Symbol deutscher Einheit war.

Auf ihrer Höhe angelangt, machte er halt. Schon dunkelte es. Und doch! Sein Blick glitt über den Fluß. Aufwärts gen Oberrad, wo unter den aufglühenden Sternen des fernen Horizontes, hinter der Krümmung des Stromes, des Waldes tiefdunkler Streifen wie ein Wächter der Krönungsstadt stand. Niederwärts gen Schwanheim, wo eine Wolkenwand auf dem breiten Rücken des Altkönigs lagerte.

Es witterleuchtete über den Taunushöhen.

„Wie in den Augen dieses seltsamen Gastes“, fuhr es da ganz plötzlich durch Musiösch Schellhaas' Sinn.

Ein kurioser Kumpan, der nicht an der Table d'hôte teilgenommen, sondern abseits an einem der Nebentische gespeist. Im schwarzen Windmantel, den er nicht abgelegt hatte! Ein Kavaliere so um die funfundzwanzig, dessen Gesicht die hohe Stirn und die kühn geschwungene Nase ein Unergeßliches gaben. Gar nicht zu reden von den Augen, die wie Kohlen brannten.

„Es ist ein Hiesiger“, hatte der Wirt ausweichend auf Musiösch Schellhaas' neugierige Frage gesagt.

Der biedere Geschäftsmann aus Sträßburg zerbrach sich den Kopf. Ein Hiesiger, der die Mahlzeiten in dem teuren Gasthof in der Fahrgasse nahm, das war nach seinen Begriffen ein Unikum.

Vom Turm der Bartolomäuskirche schlug es acht.

Eine Mahnung für Musiösch Schellhaas, der Madame Schönemann für diesen Abend seine Zusage gegeben hatte. Zu einer Soirée, die Freunde der Musik in der Gästestube des reichen Kaufmannshauses vereinigte.

So verließ er denn jetzt die Brücke und ging rascheren Schrittes flußabwärts. Am Leonhardstor bog er ein. Durch die Buchgasse hatte er von hier aus nur noch wenige Schritte.

Es dauerte denn auch keine drei Minuten, daß er vor dem ihm so gut bekannten Hause am Großen Kornmarkt stand.

Die grünen Rouleaux in der Parterrewohnung waren herabgelassen. Aber die in der Gästestube angezündeten Kerzen malten die Schatten der Hin- und Hergehenden auf das Tuch. Kleinkunst der Zeit. Silhouetten, wie man sie damals aus schwarzem Papier für Lavaters Physiognomik schnitt. Unter diesen Lilis Stupsnäschen.

Aus der ganzen Haltung zu schließen, schien dessen reizende Besitzerin vor dem Spinett Platz genommen zu haben, im geselligen Kreise, wie stets. Der Kopf eines Anbeters beugte sich da gerade über die Schöne, und eine geschäftige Hand, die das Notenblatt wendete, machte sich breit.

Musiösch Schellhaas fuhr zurück.

Das Fenster hinter dem Rouleau öffnete sich. Die Hitze in der Gästestube schien den Geladenen unerträglich geworden zu sein.

Und so trug die Luft Lilis Gesang ins Freie:

„Ach wie ziehst du mich unwiderstehlich!“

Aber nicht nur Lilis Gesang.

Er war begleitet von einem schmerzlichen Seufzer, über dessen Herkunft sich Schellhaas zunächst keinerlei Rechenschaft zu geben vermochte. Und doch! Schritte verhallten in der stillen Straße, Schritte eines Wanderers, von dessen Anwesenheit er vordem nichts bemerkt hatte.

Erst jetzt, da der schwarze Schatten hinter der Straßenecke verschwand, erkannte er den wallenden Windmantel, der ihm in der Mittagsstunde so aufgefallen war.

Der „Siefige“, um den der Wirt so geheimnisvoll getan.

Musiösch Schellhaas' Hand suchte den Klopfer.

Aber noch ehe er diesen in Bewegung setzte, umtasteten seine Finger ein kleines, mit einem blauen Bande verschnürtes Päckchen, das ihm ganz unversehends in die Hände geraten war.

„Für Lili Schönemann“, stand darauf, wie Schellhaas in dem Windlichte des ihm nun öffnenden Lakaien feststellte.

Der Gesang in der Gästestube brach ab.

Lili hatte sich erhoben.

Mit dem Rufe: „Es ist hier wirklich unerträglich heiß“, war sie unversehends aufgesprungen und stand nun im Hausgang vor Schellhaas, der den ganz bestimmten Eindruck hatte, daß sie einen ganz anderen, denn den alten Straßburger Geschäftsfreund ihrer Mutter gesucht.

„Hier, Demoiselle Lili!“

Mit diesen Worten legte Schellhaas das kleine Päckchen in Lilis Hand.

Erschrocken starrte sie ihn an.

„Was ist das, Musiösch Schellhaas?“

„Ich weiß es nicht. Es hing hier am Klopfer.“

An dem blauen Bande blickte es auf.

Ein Herz aus Gold, wie Schellhaas erst jetzt bemerkte.

Und durch Lilis Körper lief ein Zittern.

Ohne sich um die Anwesenheit ihrer Gäste weiter zu kümmern, stürzte sie die in das erste Stockwerk führende Treppe hinauf.

Und Schellhaas hob den Zettel auf, den der Wanderer mit Herz und Band umschlungen hatte.

Auf diesem Zettel standen Verse:

„Angedenken du verklungener Freude,
Das ich immer noch an meinem Halle frage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide,
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?“

So weit kam Schellhaas. Da unterbrach ihn Frau Schönemann, die aus der Gästestube trat, um ihn zu begrüßen.

Als Blindpassagier nach Aegypten.

Abenteuer auf meiner Reise „Ohne Geld um die Welt“.

Von Josef Popfinger.*)

Vor Italien lernte ich einen jungen Mann aus Hamburg kennen, einen Max Brandner, und weil dieser das gleiche Ziel — Asien — wie ich hatte, so beschloßen wir, gemeinsam ein Stückchen zu reisen.

*) Der Verfasser dieser Skizze, ein junger Kaufmann aus München, begann am 1. Juni 1928 eine Weltreise zu Fuß, die ihn bisher durch Luxemburg, Belgien, Frankreich, Holland, England, Algerien, Marokko, Südafrika, Spanien, Italien, Aegypten, Indien, Afghanistan, Persien usw. führte. Dieser Tage stellte sich Popfinger, aus München kommend, persönlich bei uns vor. Am 17. August erzählte er auch im schweizerischen Rundfunk von seinen Erlebnissen. Josef Popfinger wird sich demnächst nach Amerika begeben, um seine Reise zu beenden.

Im Hotel Orientale in Brindisi (Südtalien) mieteten wir uns ein Zimmer, und täglich begaben wir uns zum Hafen, um Umschau nach den auslaufenden Dampfern zu halten. Dester hatte ich Gelegenheit, mit einem Kapitän wegen meiner weiteren Reise zu sprechen, aber zur Zeit bot sich keine passende Gelegenheit zu einer Gratisfahrt. Als ich wieder einmal allein spazieren ging, las ich am Reisebureau einen Telegrammanschlag, wonach ein Dampfer mit Namen C. R. des Lloyd Triestine, der sich auf einer Ostasienreise befindet, am folgenden Tag nachmittags 4 Uhr ankomme.

Pünktlich 4 Uhr war ich daher bereits schon am Hafen, der prächtige Luxusdampfer tauchte eben am Horizont auf und nach geraumer Zeit lief er zur Zwischenlandung ein. Die Aufzugsbrücken der verschiedenen Klassen wurden herabgelassen und viele Passagiere begaben sich an Land, um vielleicht noch einige Kleinigkeiten für die große Ostasienreise mitzunehmen, einige Passagiere stiegen zu. Max und ich fuhren nun schnell zur Expeditionsgesellschaft Giovanni Sala, um unsere Rucksäcke zu holen, Max mußte diese tragen. Ich gab ihm Hose und Weste meines Reserveanzuges zum Anziehen, damit er gut aussehe und auch ich selbst richtete mich noch „fein“ her. Ich hängte meinen Photoapparat um, die Gentlemans waren fertig. Der schwierigste Teil stand aber noch bevor. Wie sollten wir auf diesen Dampfer, mit dem wir so gerne mitfahren wollten, gelangen?

Viele Menschen hatten sich inzwischen am Kai angesammelt. Ich machte mich mit einem Passagier, der sich auf einer Reise nach Shanghai befand, bekannt und bat ihn, er möchte mich aufs Schiff nehmen und mir dasselbe innen zeigen. Ich wußte, daß dies gestattet sei. Selbstverständlich willigte der Fremde ein und im Nu war ich auf dem Schiffsdeck. Zuvor hatte ich Max dahin verständigt, daß sich diesmal jeder auf sich selbst verlassen und schauen müsse, wie er am leichtesten „schwarz“ mitfahren könne. Ich hielt mich auf dem Deck der Luxusklasse auf; als das Signalzeichen dreimal ertönte, mußten die Besucher vom Schiff herunter; ich dagegen blieb ganz ruhig oben. Die Aufzugsbrücken der verschiedenen Klassen wurden hochgezogen und die Anker wurden gelichtet, der Lotse zog den „Riesen“ aus dem Hafen. Gleich den übrigen Fahrgästen winkte auch ich mit dem Taschentuch, als ob ich ebenfalls jemand zurückgelassen hätte. Immer weiter fuhren wir ins Meer hinaus. — Als ich sah, daß der Lotse umkehrte, fühlte ich mich gerettet, denn wenn ich nun als „blinder“ Passagier entdeckt würde, hätte ich höchstensfalls zu gewärtigen, am nächsten Anlaufhafen, — Port Said in Aegypten — abgesetzt und der Polizei übergeben zu werden. 10 bis 14 Tage Haft sind mir in diesem Falle sicher, aber diese Strafe ist die Gratisfahrt schließlich auch wert, dachte ich mir. Ins Meer kann man mich doch nicht so ohne weiteres werfen? Borerst wollte ich mich noch nicht entdeden lassen.

Max's Aufenthalt wußte ich nicht, er war sicher in einer anderen „Klasse“. Ueber die kommenden Dinge machte ich mir noch kein Kopfzerbrechen, die Hauptsache war mir, daß ich mich auf hoher See befand und daß es dem Orient entgegen ging.

Ich stand noch immer am Geländer des Dampfers und blickte zurück auf Brindisi, bis mir das Festland vor den Augen verschwand.

In raschem Tempo ging's bei ruhiger See dahin. Die Passagiere hatten inzwischen ihre Kabinen oder die Salons aufgesucht. Max war nirgends zu sehen, es war auch nicht so leicht möglich, ihn zu suchen. Nach zirka drei Stunden ertönte das Zeichen zum Abendessen. Da auf dem Schiffe alles genau eingeteilt ist, soviel Passagiere, soviel Essen und ebenso viele Kabinen gezw. Betten, konnte ich mich nicht ohne weiteres an der Abendmahlzeit beteiligen. Ganz leer war es inzwischen auf Deck geworden. Unvergleichlich schön war der Sonnenuntergang, der sich mir darbot.

Da ich nun doch auf alle Fälle ertappt würde, so meldete ich mich kurz entschlossen beim Schiffsoffizier und sagte